

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 1

Artikel: Der Scharfrichter von Eger : Lebensroman [Fortsetzung folgt]
Autor: Vögtlin, Ad.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

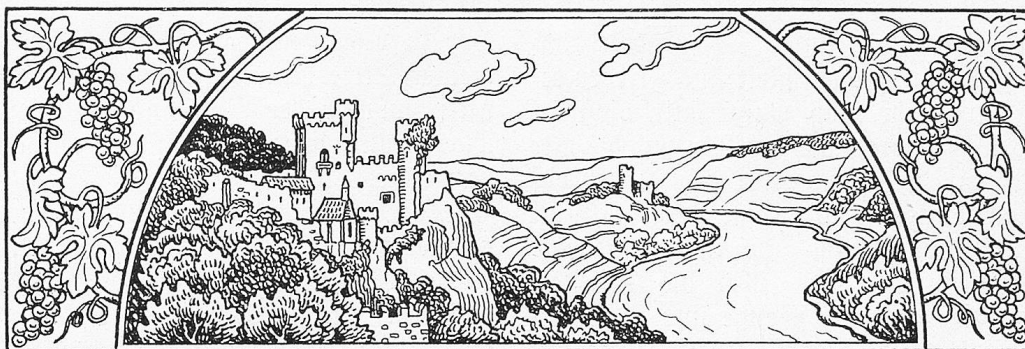
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wanderlied.

Wie meint es doch vor andern
Mein Vater herzlich gut.
Er sprach: „Mein Sohn, im Wandern
Bewährt sich junges Blut.
Geh! manne dich, wo Stürme sind!
Und spüre, wie nach harschem Wind
So wohl die Sonne tut.

Hail! die Wipfel fliegen!
Die Firne blüht ins Gau!
Hei! glänzt das nicht wie Siegen
Von fern durchs heiß're Blau?
Horch! Vieder klingen auf im Schrift.
Im Hall der Lüfte wandert mit
Der Träume stolze Schau.

Und sieh durch frühe Weiten
Uns helle Stromgeleucht
Ein Mägdlein wonnig schreiten,
Das mir von Herzen gleicht.
Es grüßt so selig mir zu Dank,
Ach! jung und wie die Freude blank,
Und wandert schwebeleicht.

Da braust wie Sonnerwachen
Der Jubel mir ins Blut
Und innige Feuer fachen
Mir stählern-kühn den Mut:
He! Rufer Sturm! ich bin bereit,
Zu kämpfen heiß in Trutz und Streit
Um Glück und Wandergut.

Heinrich Fischer, Herzogenbuchsee.

Der Scharfrichter von Eger.

Lebensroman von Ad. Bögtlin.

Es ist, als ob Gott Ball mit mir schlug':
Je stärker er schläget, je höher ich flieg'.
(Altes Volkslied).

I.

Als ich meinen Vater als Menschen kennen lernte, war er bereits ein gesetzter Mann und hatte sich mit seinem bitteren Amt als Scharfrichter anscheinend abgefunden.

War er fröhlicher Laune, was gewöhnlich nach der gelungenen Hinrichtung eines hartnäckigen und unverbesserlichen Verbrechers zutraf, so pflegte er zu bemerken, der Beruf liege denen vom Geschlechte der Fuß im Blute: „Schon ihr Name saust und zischt wie ein Richtschwert, das auf einen menschlichen Nacken aufschlägt.“

Niedergedrückt, körperlich halb gelähmt, kehrte er jedoch von den Ausübungen seiner Pflicht nach Hause zurück, wenn er ein junges Wesen, sei es Mann oder Weib, hatte peitschen oder martern

müssen, und entsetzlich weh tat es ihm, wenn der Todesstreich einen fehlbaren Verurteilten nicht sofort ins Jenseits hinüberwarf. Dann rief er etwa nach einem Glase Wein, stürzte es hinunter, lief unruhig die Stube auf und nieder, riß ein Fenster gegen die Stadt hin auf und murrte und knirschte vor sich hin: „Es ist, als ob wir dazu bestimmt wären, Rache an denen zu nehmen, die den Bruder unseres Ahnherrn, den tapfern Johannes Fuß, das Opfer des Konstanzer Konzils, unschuldig verbrannt haben. In Böhmen wimmelt's zu allen Zeiten von Scharfrichtern Fuß. Weiß Gott, Karl, das Schicksal scheint dich auch auserwählt zu haben, obgleich du von der Natur nicht dazu berufen bist.“

Finster rollte er die Augen, warf sein scharlachrotes Gewand von sich und setzte sich hinter den schweren Eichentisch, wo er den Kopf in die Arme vergrub und furchtbaren Dingen nachsann.

Das Elend war in unser Scharfrichterhäuschen, das sonst von Frömmigkeit und Frieden behütet war, eingekehrt; ich wußte mir nicht zu helfen und floh in die Nähe der Mutter, die mir beruhigend mit der Hand über den Lockenkopf strich. Nach einiger Zeit, wenn sich der Groll gelegt hatte, führte sie mich zum Vater hin, legte ihm teilnehmend den Arm über die Schulter, lehnte den Kopf an seine Wange und sagte mit weinender Stimme: „Vater, es ist dein Amt, dein von der Obrigkeit bestelltes Amt! Sei stark, Paul!“

Da war er schon weicher gestimmt, erhob sich, ging gemach ans offene Fenster, und jetzt klang es mehr wie eine forschende Frage als eine zürnende Klage, wenn er hinausrief: „Warum wollen die Brüder die Rache nicht dem Herrn überlassen, wie es die Bibel verlangt?“

Die Mutter war so sanft und lieb wie ihr Name Ludmilla und verstand es trefflich, ihres Mannes Seele das Gleichgewicht wiederzugeben, wenn es ihm abhanden gekommen war. Sie führte ihn in den Garten hinaus an die frische Luft, zeigte ihm die schönen Blumen und die feinen Gemüße, die dort wuchsen und lenkte den erregten Geist in die Bahnen der Gelassenheit.

Am andern Morgen war wieder Sonne im Hause, sodaß ich mir aus der gelegentlichen Niedergeschlagenheit des Vaters nicht viel machte. Wohl ließ sie Fragen in meinem kindlichen Geiste zurück; aber die Mutter wußte mich zu zerstreuen oder sie mit der allgemeinen Weisheit: „Das verstehst du erst als Mann“ zu beantworten. So blieb mir im ganzen unbefangene Munterkeit bewahrt, und ich hatte das Gefühl, daß mein Dasein sowie das meiner Schwester, wenn es Licht aufnahm, es auch wieder auszustrahlen vermochte und den Eltern Freude bereitete.

Wir spielten zusammen, auch mit unserm kleinen Hunde, waren zur Arbeit in Haus und Garten anstellig und hatten keinen Wunsch, mit der Außenwelt in Berührung zu kommen. Erst als mich, größer geworden, die Mutter strenger in Gut nahm und mir sogar verbot, mich unter die fremden Kinder zu mischen, die sich Tag für Tag in der Nähe, am Ufer der Biela, zum Spiel einfanden, erwachte die Neugier in mir und das Bedürfnis nach Anschluß an andere.

Eines Sommertages stahl ich kleiner Wunderfisch mich unbemerkt zu ihnen hin, in der Erwartung, eine mir unbekannte Welt zu entdecken, selbst auf die Gefahr hin, für meinen Ungehorsam bestraft zu werden. Die Entdeckung

war so beschaffen, daß sie einen tiefen Riß in meiner Seele hinterließ und einen Graben aufwarf zwischen der Welt und mir, den erst das Mannesalter wieder auszufüllen und auszuebnen vermochte.

Am Nachmittag drang froher Kinderlärm und munteres Hundegebell zu mir herüber. Auf der Türschwelle stehend, sah ich, wie sich Buben und Mädchen am gewohnten Spielplatz mit einem schwarzbraunen Dachshündchen tollten. Meine sehnsüchtigen Augen folgten ihrem Spiel eine Weile, dann vergaß ich mich, ging Schritt für Schritt zögernd näher hinzu und ließ mich als Zuschauer auf einer Bank nieder. Plötzlich zog ein die Biela hinunterfahrendes Schiff die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich, und diesen Augenblick benutzte das Hündchen zu einem Absteher in meine Nähe. Es klaffte mich mit seinem feinen Stimmchen lustig an und begann, da ich ruhig blieb, wedelnd an mir herumzuspinnern. Einer der größern Knaben rief es jedoch mit dem Namen Waldine zu sich zurück, und das Spiel begann auf's neue. Aber das possierliche Tierchen, das in mir einen Hundesfreund und -pfleger gewittert haben mochte, schoß plötzlich mitten aus dem Spiel heraus zu mir herüber, und jetzt fand ich schon den Mut, es zu streicheln. Als es zum drittenmal kam und mich nun kameradschaftlich anwedelte, griff ich nach ihm, hob es auf meinen Schoß und herzte es, wie ich alles Lebendige liebte. Da rief mir der Knabe, dem es angehören mochte, zu, ich solle das Hündchen freilassen. Ich tat es nicht sogleich, sondern küßte es noch auf das niedliche schwarzglänzende Näschen.

Da erhob der fremde Knabe ein schreckliches Geschrei: „Der Henkersbub hat den Hund auf dem Schoß gehabt!“

Jetzt gab ich das liebe Tierchen frei.

„Keines darf den Hund mehr anrühren!“ schrie es nun zornig durcheinander. „Wer es tut, ist verhebt!“

Ich flüchtete schleunigst nach Hause, sah aber durch die offene Tür, wie die Kinder das Tierchen umstanden und scheu abwehrend vor ihm zurückwichen, wenn es zutraulich an ihnen empor springen wollte. Endlich zog der Knabe, dem das Tierchen gehörte, eine Schnur aus der Tasche, befestigte einen schweren Stein daran und band das andere Ende dem Hündchen, das ahnungslos knurrend an der Schnur herumbiß, um den Hals.

„Was der Henkersbub angerührt hat, mag

ich nicht mehr," schrie er laut, lief an die vorbeiströmende Biela und schleuderte das kläglich winselnde Hündchen hinein. Sofort verschwand es in den Wellen. Das gab mir einen Stich ins Herz, war ich doch schuld daran, daß man das hübsche liebe Tierchen, das mir in seiner Behendigkeit und Kraft wie das Leben selbst erschien, ungebracht hatte.

In die Stadt entweichend, schüttelten die Kinder gegen mich drohend die Fäuste und beschimpften mich.

Da jammerte ich auf, und die Mutter kam

Aber das Erlebnis stellte sich bald von neuem vor meine Phantasie, und ein schneidender Schmerz um das Hündchen zerriß mir das Gemüt. „Muß denn alles, was ich lieb habe, erjauft werden?“ fragte ich die Mutter, und sie herzte mich mit einer Inbrunst, der ich es trotz meiner Jugend anfühlte, daß es dem gleichen Mitleid mit ihrem Kind entsprang, wie ich es selbst mit dem Hündchen empfand.

Der Vater kam dazu, wie die Mutter mich in ihre Tröstungen einwiegte, und als er erfahren hatte, was geschehen war, sagte er grollend:



Waldrand im Oktober.

Gemälde von Carl Felber.

voll Angst herbei und fragte mich, was geschehen sei; aber ich brachte vor Schluchzen kein Wort hervor.

„Was hat man dir getan, Karl? Warum bist du so bleich?“

Raum hatte sie die Frage gestellt, eilte sie schon in die Küche, holte ein Glas frisches Wasser und reichte es mir zum trinken. Darauf fand ich die Sprache wieder und erzählte ihr den Vorfall. Sie schloß mich bewegt in die Arme, trug mich zu einem Sessel, hob mich auf ihren Schoß und strich mir, wie sie's gewohnt war, liebevoll über die Haare: „Armer Bub, armer Bub!“

„Die jungen Brüder treiben's wie die alten. Zeit Lebens hab' ich ihnen gewissenhaft gedient, das schwerste Amt auf mich genommen, das alle verschmähen, und ihnen bei Krankheit und Seuchen geholfen, und dennoch nehmen sie mich nicht auf in ihre Gesellschaft, als ob ich Pestilenz und Zauberei in meinem Gewand mitbrächte.“

Dann aber warf er sich auf die Kniee, verschränkte bittflehend die Hände, sah mit erschrecktem Blick zur Zimmerdecke empor, wie wenn er sich selbst über einem Vergehen ertappt hätte, und rief: „Herr und Gott, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun an mir und meinen Kindern!“

Was ich jedoch aus dem Verlaufe des Gesprächs, das sich an den Bericht der Mutter knüpfte, zu meiner niederschlagenden Enttäuschung erfuhr, hinterließ mir den Eindruck, wir seien alle das Opfer eines sozialen Aberglaubens, der den Henser und seine Abstammlinge von jedem ehrlichen bürgerlichen Beruf ausschloß.

Dies geschah zu einer Zeit, da die Aufklärung wie der siegreiche Frühling in die entlegensten Täler und Schluchten der Länder den Weg fand, auch über die Schwelle schritt, welche das Vorurteil der Menschen nied, und einkehrte in das Haus, wo ich meine Kindheit verlebte, das des Scharfrichters zu Brüx.

Bei aller Gottergebenheit war mein Vater nicht der Mann, die Hände in den Schoß zu legen und alles, was menschliche Beschränktheit über ihn verhängte, als unabänderliches Geschick hinzunehmen. Da er mich zum Teil selber unterrichtete und für mich wie meine Schwester noch einen Lehrer zuzog, kam er bald zur Überzeugung, daß es mir nicht an Begabung fehle, und der grausame Vorfall führte ihn nur um so rascher zum Entschluß, mich dem angeerbten traurigen Beruf der Familie Fuß zu entführen und einer gelehrten Erziehung zu übergeben.

Die unerhörten Menschenopfer, welche der Wahn des Mittelalters verschlungen hatte, waren ihm wohl bekannt, und er lebte der Meinung, sie sollten als Schandfleck von Staats wegen abgeschafft werden.

Mutter Ludmilla, die eine fromme Frau mit tiefem Gemüt war, unterstützte ihn in seinem Bestreben; war es doch ihr innigster Wunsch, ich möchte Geistlicher werden.

Wirklich gelang es dem guten Vater, mich mit neun Jahren in dem von Priaristen geleiteten Gymnasium der Stadt Brüx als Schüler unterzubringen, und ich war voller Hoffnung, auf diesem Wege um den grauenvollen Beruf meines Vaters herumzukommen. Das stachelte meinen Verneifer an. So kam ich in der untern Abteilung der Schule, der Parva, regelrecht mit den besten Kameraden fort, und mein Professor war mit mir zufrieden. Er wollte aber mehr über mich wissen, als nötig war, da ich ihm als normaler Bögling keinen Anlaß zu besonderer Behandlung bot, und erkundigte sich nach meiner Herkunft. Von Stund' an änderte er sein Benehmen, kehrte eine mich schmerzende Selbstüberhebung heraus, beachtete und fragte mich immer seltener, und wenn ich versagte, strafte er mich hart und drohte mir wegen Kleinigkeiten mit

Rückversetzung. Oft kam ich weinend, oft über Ungerechtigkeiten aufgebracht nach Hause und beklagte mich bei den Eltern darüber, daß ich aus keinem andern Grunde als unseres Standes wegen herabgesetzt, verachtet und verfolgt würde. Trotz seinem Wissen besitze der Professor keine Bildung, was am besten daraus hervorgehe, daß keiner von seinen Schülern Vertrauen zu ihm habe und in seiner Gegenwart frei aus sich herausgehe.

Allein meine Eltern mußten froh sein, daß man mich aufgenommen hatte, und konnten zu meiner Erlösung nichts tun; allmächtig war der Professor, und so trösteten sie mich damit, daß ich bald in eine höhere, die Grammatik-Klasse, versetzt und damit einen andern Lehrer erhalten würde.

Was auch geschah; doch kam ich vom Regen in die Traufe. Außer seinem Ordenskleid war nichts Geistliches an ihm wahrzunehmen; der Menschenfeind schielte ihm aus den glühenden Augen heraus. Mir sank der Mut, wenn ich ihn nur ansah, und ich war doch der Hensersbub. Mit Zittern ging ich zur Schule, wie gefoltert verließ ich sie und vermochte nur zu leben, weil darauf einige Stunden froher Erholung in der Nähe meiner Mutter folgten, wo ich die Martern vergessen konnte. Des geringsten Fehlers wegen wurde ich bei den Ohren gezaust oder ein halbes Dutzend mal mit der Hand ins Gesicht geschlagen, daß ich halb betäubt in die Schulbank zurückfiel.

Meine Eltern wollten oder konnten sich nicht ins Mittel legen; der Vater warnte mich bei strenger Strafe, dem Lehrer gegenüber Unbotmäßigkeiten zu begehen. Sobald ich größer wäre, würden die Züchtigungen von selbst aufhören. Andere hätten auch zu dulden und zu tragen.

Die Tyrannei des Lehrers wurde mir jedoch unerträglich, und da ich dem Vater, dessen Schutz ich entbehrte, nicht Unannehmlichkeiten bereiten wollte, beschloß ich eines Morgens, wegen einer Schulfeyer sonntäglich angezogen, zu fliehen. Ich nahm meinen Mantel, da der Himmel regnerisch aus sah, und die Lehrbücher, schlug zunächst den Schulweg ein, bog dann aber, nachdem ich die Bücher in einem Schuppen verwahrt hatte, in die Straße nach Laun ein, einer böhmischen Stadt, die drei Meilen von meinem Geburtsort entfernt ist; alles in der Meinung, ich werde dort ein mitleidiges Herz finden und irgend eine Anstellung, die mir mein Brot verschaffte. Gelang es mir in Laun nicht, wollte ich weiterwandern,

aber entschlossen, keinem Menschen mein Herkommen zu entdecken, da ich überzeugt war, alle müßten mich verabscheuen, wenn sie es kannten.

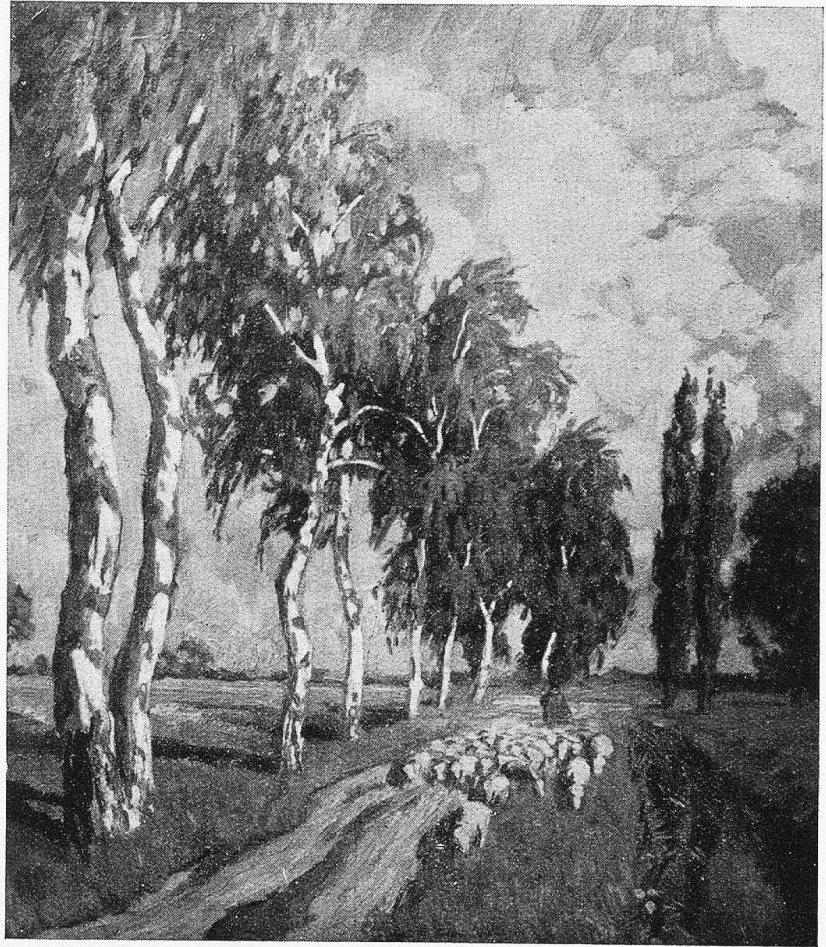
Ich besaß zu wenig Lebenserfahrung, um mich als ein Opfer des Vorurteils meiner Zeit zu betrachten, und zu wenig Weisheit, um die Macht des Stärkern ruhig als etwas Unvermeidliches hinzunehmen.

Unter Seufzen und Weinen ging ich meinen Weg ins Unbekannte; aber seltsamerweise wurde mir leichter ums Herz, je fremder die Welt mir vorkam, in die ich hineinschritt; denn umso mehr verlor ich auch die Angst, der Vater möchte mir nachhelfen, mich abfangen und mich mit einer Tracht Prügel heimholen.

Ich machte mir nichts daraus, als ein Sturm sich erhob und ein kalter Regen herniederpeitschte, daß mir das Wasser aus den Schuhen herausgurgelte. Nur mutiger ward jeder Schritt, und der Kampf mit den Elementen stärkte meinen Entschluß, meine Sach' auf nichts zu stellen und mein Leben in die eigene Hand zu nehmen. Freilich war ich ein ungewöhnlich starkes und wohlgewachsenes Bürschchen, das man damals schon für einen Jüngling hielt.

Als mich dann gar ein Prager Student überholte, der den Stock schwang und munter drauflos sang, überkam mich, wie ich hinter ihm herschritt, etwas wie frohe Zuversicht. Der Wind schnitt ihm jedes Wort vom Munde weg; aber je schärfer er pfiß, desto wilder sang der junge Geleitsmann, und da er die Verse wiederholte, war ich imstande, mir einige davon zu merken; vielleicht auch, weil sie ganz meiner Stimmung entsprachen:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Schaucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossenturm
Entgegen singen,



Birkenweg im Moos.

Gemälde von Carl Felber.

Wie die Lerche,
Du, da droben!

* * *
Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln!

* * *
Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollen Flügel unterstreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Güterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht."

Das war ja das gleiche Gottvertrauen, das mein Vater in meine Seele gepflanzt und welches ihn so häufig aus den Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen des Lebens emporgerissen hatte! Wie hob es meine Brust, wie gab es meinen Füßen Flügel! . . . Ich dachte nicht mehr daran, daß ich meinem Vater schweres Leid zugefügt hatte, war ich doch sicher, daß ich binnen weniger Jahre als selbständiger Mann zu meinen Eltern zurückkehren und ihnen Freude bereiten würde. So sehr war ich von dem Lebenstrieb

erfüllt, der sich selbst auswachsen und gestalten will.

Ein Schutzgeist schwebte mir zu Häupten. Einstweilen war er noch namenlos; aber ich fühlte seinen Odem mich umwehen, und mein Herz war ein Quell der Seligkeit. Erst zwölf Jahre später, als Goethe mir begegnete, erfuhr ich, daß des Wanderers Sturmlied eine Ausströmung seines Geistes war.

Getrost legte ich ein Dorf nach dem andern zurück, dieses Schutzgeistes voll, und freute mich kaum darüber, daß Wind und Regen aufgehört hatten und die Sonne wieder schien, als mich der Arm eines andern erreichte, dessen Wirksamkeit ich bereits aus meinen rothigen Zukunfts träumen ausgeschaltet hatte.

Es kam jemand hinter mir hergeeilt; als ich mich umsah, war es ein mir bekannter Mann, dessen Gegenwart mich plötzlich aus allen Himmeln riß. Sofort war ich mir bewußt, daß meines Vaters Arm weiter reichte, als ich annahm. Das Gefühl, an ihm und der Mutter ein Unrecht begangen zu haben, lähmte meinen Willen zur Flucht, und ich ließ erschreckend den Mann, der mich bei meinem Namen rief, an mich herankommen.

„Karl, was machst du hier?“ redete er mich an. Ich wußte keine Antwort. Da fuhr er ruhig fort: „Sieh, deine Eltern sind von deiner Flucht benachrichtigt. Man hat dich gesehen, wie du die Schulbücher verbargst und den Weg nach Laun einschlugst. Dein Vater hat mich, dich zu suchen. Komm gleich mit mir nach Hause; es ist das Beste.“

Noch immer fand ich kein Wort; war aber gerührt von dem ernststen Ton, mit dem er seine Aufforderung vorgebracht hatte. „Hast du auch an deine Mutter gedacht?“ fragte er nach einer Weile.

Da fuhr es mir wie ein kalter Schreck vom Herzen durch die Glieder, und ich begann zu schluchzen: „Mutter . . . Mutter . . .“

Nun hatte der Mann das Spiel gewonnen, griff nach meiner Hand und zog mich sanft seinen Weg, der ins Vaterhaus zurückführte.

Die Abenddämmerung war eingebrochen, als ich über die Schwelle trat. Gelähmt von Furcht und Angst, sah ich schauernd dem Gericht entgegen.

Die Mutter saß in einem Winkel, mit den Händen das Gesicht bedeckend, und weinte und schluchzte, daß es mir das Herz brechen wollte. Der Vater aber kam, nachdem er mich eine Zeitlang angesehen, auf mich zu und verwies mir

mein Vergehen als baren Unsinn. „Warum hast du dein Vaterhaus verlassen?“ fuhr er mich barsch an. „Was fällt dir ein, von Mutter und Vater zu fliehen, die alles für dich tun!“ Da schmolz der große Hansdampf schon zum kleinen Sünder zusammen, und ich gab dem Vater schluchzend Antwort:

„Verzeihen Sie, lieber Herr Vater, was ich gefehlt habe. Die Verachtung, mit der mich mein Professor behandelte, die Roheiten, die ich zu erdulden hatte . . .“

„Und weiter nichts?“ fragte der Vater.

„Doch, ich will aufrichtig sein, auch die Furcht vor Ihren Strafen . . . Das alles hat mich zur Flucht getrieben . . . Nun machen Sie, lieber Herr Vater, mit mir, was Sie wollen; nur geben Sie mich nicht mehr in die Hände dieses Tyrannen zurück; ich bitte Sie!“

Das offene Bekenntnis, das ich abgelegt, die Reue, die er mir ansehen mochte, sowie die Auflehnung gegen den Professor, die er selbst als begründet anerkennen mußte, nachdem die wiederholten Mißhandlungen umständlich geschildert worden, zeigten meinem Vater, daß ich die Flucht nicht leichtfertig ergriffen hatte. Er war betroffen, beruhigte sich und gab mir die Zusicherung, mich nicht mehr ins Gymnasium zu schicken, da nun Beweise genug vorlagen, daß ich unter der Verachtung seines Standes fortgesetzt zu leiden haben würde.

Bald sangen die Nachtigallen mir in die Schlafkammer hinein, und der verlorene Sohn träumte geruhig einer neuen Zeit entgegen. Mehr als je zuvor war ich mit Vater und Mutter verbunden; ich fühlte, daß sie an meinem Leide teilnahmen.

II.

Wenige Tage nach meiner Flucht wohnten wir im Garten einem kleinen Vorfall aus dem Tierleben bei, der mir das Törichte meines Unterfangens in einem unvergeßlichen Bilde zeigte.

Ein kaum flügge gewordenes Amselskücken hatte sich aus dem Neste gewagt, das am Giebel unseres Hauses im Gfeu verborgen lag, und war nach einigen Flügelschlägen am Boden gelandet; ängstlich piepend froch und flatterte es im Gebüsch umher, ohne den Aufschwung finden zu können. Eine Katze schlich sich heran und hätte den ungebratenen Federbissen beinahe erhascht; wenn mein Vater im letzten Augenblick das gefährdete Vögelein nicht hätte ergreifen können. Er stellte eine Leiter an und trug es, von seinem

Elternpaar freischend umflattert, ins Nest hinauf.

„Wer wird auch fliegen wollen, bevor man Flügel hat!“ bemerkte er zu mir, als er wieder herabgestiegen war, und sah mich dabei mit lächelnden Augen an.

Arztes Konrad Geßner, dessen heilkräftige Kräutersäfte er zuzubereiten verstand. Wie Geßner hatte mein Vater alle Kräuterheilsäfte an sich selbst erprobt und wandte sie, wenn er zu Kranken gerufen wurde, meist mit Erfolg an, während die Leute ihn für einen Hexenmeister hielten, da



An der Amper.

Gemälde von Carl Selber.

Nun war ich sicher, daß er mir nicht mehr grollte, und ich ging ihm von Stund an wieder unbefangenen Herzens an die Hand und tat willig alles, was er befahl. Er sorgte dafür, daß die Gewißheit in mir aufkam, er habe mich nicht aus seinem Herzen verstoßen, und bewies mir mehr Sorgfalt als je. Wenigstens empfand ich es so.

Durch einen Privatlehrer ließ er mich in allen nützlichen Wissenschaften unterrichten, auch in Botanik, und erteilte mir selber Gesundheitslehre nach einem Büchlein des berühmten Schweizer

er seine Krankenbehandlung gemäß der Überlieferung mit allerlei Hokusfokus umgab.

Als ich ihn einmal nach einem Krankenbesuch fragte, warum er dies tue, gab er mir etwas unwillig zur Antwort: „So wollen's die abergläubischen Leute nun einmal haben. Sie wollen's nicht für wahr halten, daß sie durch ihr eigenes gereinigtes Blut geheilt werden. Die Welt will betrogen sein.“

Ich merkte, daß es ihm unangenehm war, sich über den Aberglauben der Leute weiter mit mir

zu unterhalten, und drang nicht mehr mit neuen Fragen in ihn.

Aufgeräumt war er dagegen stets beim Kräuterkraut in Wald und Wiese, im Laboratorium, wo die Säfte durch Kochen ausgezogen wurden, bei der Haus- und Gartenarbeit und auf dem Felde, und so kam es wohl, daß auch ich all diesen Betätigungen mit Eifer und Herzensfreude oblag und meinen Mann stellte. Zugleich erhielt ich auf diesem Weg eine wirtschaftliche Erziehung, indem ich erfuhr, woher das Geld kam, wie man damit umzugehen hat und daß man Eier zerbrechen muß, wenn man einen Pfannkuchen backen will. Nach dem guten Beispiel meiner Eltern hob ich jeden Kreuzer, den ich beim Ministrieren oder bei anderem kirchlichem Dienst geschenkt erhielt, sorgsam auf und hatte dann meine Freude, wenn ich mir einen schönen Hut, ein seidenes Halstuch oder sonst etwas Dauerhaftes daraus anschaffen konnte.

In diesen Jahren des Mannwerdens, die für viele junge Leute so schmerzhaft und dumpf sind, kam das Bedürfnis nach regelmäßiger körperlicher und geistiger Tätigkeit wie ein Rausch über mich und verlieh meiner Seele den Rhythmus, der mir bis in meine höchsten Tage blieb. Nur wenn ich, was selten geschah, einen meiner früheren Reiner aus der Nähe zu sehen bekam, erfüllte es mich mit Groll, der mit der Zeit in Zorn und kochende Wut überging. Aber die vorbildliche Gelassenheit meines Vaters und die treue Liebe meiner Mutter, der ich immer mehr zu gleichen kam, halfen mir über solche Anfälle hinweg, und die Zukunft schien sich wie ein ewiger Frühling vor mir auszubreiten. Nicht wenig mögen dazu der Glaube und die Hoffnung beigetragen haben, die ich aus den religiösen Betrachtungen schöpfte, welche Vater und Mutter mit uns Kindern im Anschluß an den Kirchengang anzustellen pflegten.

Es fiel mir auf, wie der Herr Vater, der früher oft und laut genug gegen sein Schicksal gemurrt hatte, sich allmählich damit abfand, und wie eine satte Ergebung in den Willen Gottes ihn beherrschte, was er seinem fleißigen Bibellesen zu verdanken haben mochte. Mehr und mehr betrachtete er den Menschen als ein Werkzeug in der Hand des Herrn, und ich hörte ihn bei ernststen Entscheidungen mehrmals sagen: „Was Gott will, das muß werden; denn er trachtet und jaget ihm nach.“ Und im eifrigen Gespräch ging er so weit zu behaupten, auch im Menschen lebe ein Funke von Gottes Wesen, und wenn der Mensch alle Kraft auf ein bestimmtes

Ziel richte, werde er dieses früher oder später erreichen. Freilich müsse er die richtigen Mittel finden und die Zeit für sein Wirken reif sein.

Was er damit meinte, begriff ich, als ich mich entschließen konnte, einen Beruf zu wählen.

Schon seit einigen Monaten hatte er mich angehalten, mich unter seiner Anleitung in der Führung des Schwertes wie des Richtbeils zu üben. Die Handgriffe machten mich gelenkig und stark, und mit der Zeit gewann ich eine Treffsicherheit, die derjenigen des Vaters nicht viel nachstand. Ein halbsähnlicher Holzbloß, dem die Halswirbel eines Menschen aufgemalt waren, wie sie im Fleische hervortreten, diente uns als Ziel. Meine Fortschritte machten ihm sichtlich Freude; denn seine Haupt Sorge war doch, mich für's Leben tauglich und sobald wie möglich selbständig zu machen. „Auch für die Mutter,“ bemerkte er nicht ohne bedeutenden Ernst, „wäre es eine Beruhigung, dich auf einem sichern Wege zu sehen. Du siehst, sie kränkelt, und wer weiß, wie lange sie noch bei uns bleibt?“

Ein kummervoller Schatten glitt dabei über sein Gesicht. Ich sah, wie schwer ihm zu Mute war, und hätte ihm alles zulieb tun können.

„Siehst du,“ fuhr er bekümmert fort, „wir müssen jetzt einmal zu Boden reden. Du weißt, wie mein Beruf als unehrlich verschrien ist, und hast wie ich darunter gelitten, denn der Vorwurf geht auch auf die Kinder über. Ich sehe aber die Zeit kommen, da große Menschen und Fürsten für uns Verfeimte eintreten und uns auf die gleiche Stufe mit allen übrigen Menschen erheben werden. Das ist mein Trost und meine Zuversicht, wenn ich dich bitte, in meine Fußstapfen zu treten . . .“

Ich fühlte mit der Hand nach dem Herzen, als hätte mich der Schlag getroffen. Mir schwindelte. Ich suchte am Türpfosten Halt. Mein Vater kam auf mich zu, schlang seinen Arm um meinen Hals und zog mich an seine Brust. Es jammerte ihn, wie er nun fortfuhr: „Mein armer Sohn! Schon seit Monaten hab' ich mir Mühe gegeben, hier und bei Bekannten im Ausland für dich Unterkunft und Anstellung zu suchen. Du solltest ein redlich Gewerbe lernen, das war mein Sinnen und Trachten. Aber von überall her empfing ich abschlägige Antwort; niemand will sich deiner Unschuld erbarmen. Sie ist verrufen wie die deines Vaters.“

Seine Stimme schütterte; ich war ergriffen von der Wucht seines Elends, das nichts an-

deres war als die Unfähigkeit, seinem Sohne emporzuhelfen.

Geschah es aus Groll über meine Peiniger, aus Mitleid mit dem Vater, den das Vorurteil der Mitmenschen darniederhielt, oder aus einem Verlangen nach Rache an dieser Unbill, ich weiß es nicht, aber Schluchzen und Weinen schüttelte mich, als ich seine Rechte ergriff und gelobte: „Lieber Herr Vater, ich will Ihren Beruf erlernen und ihn zu einem ehrbaren machen!“

Eine schwere Last schien von seinem Herzen zu fallen, und er atmete auf: „Mein lieber Sohn, ich danke dir. Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden. Ich traue dir ein besseres Gelingen zu als mir. Gott helfe dir und mache die Menschen reif für das, was er mit dir vorhat.“

Von nun an nahm mich mein Vater fast ausschließlich in seine Obhut, lehrte mich alle seine Pflichten und Sautierungen kennen und unterrichtete mich besonders in der Wundarzneikunde. Diese gehörte zu seinem Berufe, da er Gepeitschten und Gemarterten die erste Hilfe zu bringen und gelegentlich Knochenbrüche und dergleichen zu heilen, auch Ohnmächtige zu beleben hatte. Im allgemeinen waren ihm die äußerlichen Verletzungen zur Heilung anvertraut, während die studierten Ärzte allein die innern Krankheiten zu behandeln hatten. Immer besser begriff ich nun, daß nicht nur seine abgesonderte Lebensweise, die Scheu, mit ihm und seinen Angehörigen zu verkehren, sein einsam außerhalb der Stadtmauer gelegenes Haus, die Ehrlosigkeit, mit der man sein Handwerk und seine Familie belegte, im Volke den Nimbus des Außergewöhnlichen, Geheimnisvollen und Übermenschlichen erzeugten, sodaß seine Kunst als Wundpfleger und Zauberer die der graduirten Ärzte und Bader übertraf; es spielte noch der aus dem Mittelalter herüberwuchernde Volksglaube von der Heilkraft einzelner Hinrichtungsgegenstände mit. Armesünderstricke, Fexen von Kleibern, Splitter von Knochen, Hautteile eines Gerichteten, Totensfinger eines Gehenften, die unter dem Galgen aus der letzten Träne oder dem Blut emporspießende Mraunwurzel — alles, selbst das Richtschwert umgab ein phantastischer Heilzauber, der nach dem Volksglauben unbedingt zur Gesundung erkrankter menschlicher Organe führen mußte.

Je mehr ich dessen inne wurde, wenn ich meinem Herrn Vater bei seinen Amtshandlungen Hilfe leistete und selber diese und jene Sautie-

rung übernahm, desto dunklere Bedeutung gewann mein zukünftiger Beruf in meinem Geist. Lag da nicht ein verheißungsvoller Weg vor mir offen, über die Mitmenschen, die uns verachteten und verstießen, Macht zu gewinnen? In magischem, wenn auch unklarem Lichte erschienen mir meine Zukunft.

Da starb meine geliebte Mutter nach kurzem Bettlager an einem Darmbruch; ich hatte ihr unter Tränen und Herzeleid meine kindliche Liebe erweisen können, um sie hernach, dem Vater helfend, in den Sarg zu legen. Mit ihr zugleich unsern Hausfrieden.

Denn als mein Vater drei Monate später eine Monika Neßlin aus Amscha, eine ältliche Frau, heiratete, war keine Erholung und Ruhe mehr zuhause, da sie sich als eine Stiefmutter letzter Klasse entpuppte, obschon sie selber keine Kinder mitbrachte. Auch mein lieber Herr Vater geriet unter ihre Botmäßigkeit, und wir Kinder fühlten uns verlassen. Wo sie uns nur berührte, brannte uns die Haut nachher, aber tiefer und nachhaltiger verletzte ihre spitze Zunge unser Selbstgefühl. Wäre mir nicht das Studium lieb geworden, so hätte ich meiner Stiefmutter den Löffel hingeworfen; denn er war selten voll. Meine Lage war so verzweifelt wie die meiner Schwester Margret; wir verabredeten daher insheim, unser Heil in der Fremde zu suchen, und trafen im stillen unsere Vorbereitungen dazu. Der Vater mußte Verdacht geschöpft und gemerkt haben, wie mein Gemüt sich verdüsterte. Oft nahm er mich auf die Seite und fragte mich, wo es mir fehle. Aber es brauchte lange Zeit, bis ich das Bekenntnis über die Lippen brachte: „Die Mutter fehlt mir.“

„Du dauerst mich, Karl,“ sagte er voll Teilnahme. „Ja, so Eine, wie deine Mutter war, findet man nicht leicht zum zweitenmal. Du wirfst ihr Ehre zu machen suchen und dein Eigenleben nicht mit einer Leichtfertigkeit beginnen. Geh den Weg, den dir das Schicksal vorzeichnet. Halt aus! Ich muß es auch tun. Eine gute Frau ist eben schwerer zu finden als eine Nadel im Heustock. Nicht unter jedem Häubchen steckt ein Täubchen.“

Die seufzend vorgebrachten Redensarten bestärkten mich, daß er seinen Schritt bereute, und nun hatte ich Mitleid mit ihm.

„Aber ich mag der Monika Neßlin doch nicht im Wege stehen!“

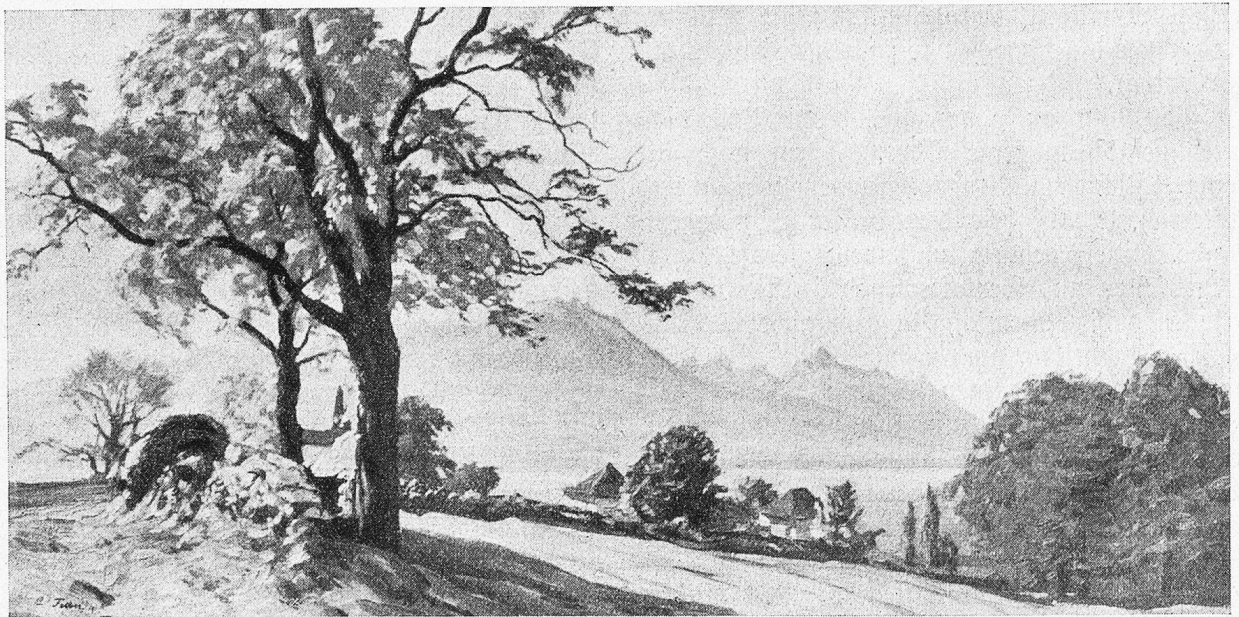
„Ach Gott,“ stöhnte er, „Heirat ist eine zu-

gedeckte Schüssel, und diesmal hat es Messeln darin. . . Gleichwohl bitte ich dich, auszuhalten. Gehst du weg, nimmt sich niemand deiner an; bleibst du hier und machst bei nächster Gelegenheit dein Lehrstück bei mir, so bist du ein gemachter Mann. Leicht kannst du in die Stapfen deines Oheims in Eger treten, der über kurz oder lang aus dem Amt geht. . . Hör auf mich; alte Leute sehen am besten in die Weite."

Die Aussicht, welche mir der Herr Vater eröffnete, und das Vertrauen, das er in mich setzte, gaben mir wieder einen Rückhalt und ich

Die dritte Hinrichtung gibt dir den Freibrief." ..

Ehrfurcht vor dem Leben war mir eingepflanzt, und ich sollte es vernichten! Ein kalter Schauer überlief mich. Aber wie er mir nun erzählte, daß ein schändlicher Kirchenräuber von der Brüger Gerichtsbarkeit zum Tode verurteilt worden sei, und hinzufügte, dieser habe nicht nur den silbernen Heiland gestohlen, den ich so oft in der Kirche geküßt hatte, sondern auch die Opferstücke erbrochen und den Armen ihr Gut geraubt, war ich herzhaft entschlossen, die Exekution unter Leitung meines Vaters zu übernehmen.



Bei Willeneube.

Gemälde von Carl Felber.

versprach ihm in die Hand: „Herr Vater, ich werde Sie nur mit Ihrer Einwilligung verlassen.“

Dies war ihm eine Freude. „Recht so!“ sagte er, und drückte mir innig die Hand, „wer Vernunft annimmt, kommt immer vorwärts; vom Gefühl allein können nicht einmal die Dichter leben. Karl, du bleibst mein lieber Sohn.“

Ich war völlig in seiner Gewalt und nahm mir vor, der Stiefmutter zum Trotz die Härten des Daseins zu ertragen. Es war ja nun ausgemacht, daß er mich nicht an die Messlin fesseln wollte. „Wer nicht wegfommt von Herd und Asche, bekommt auch nichts in die Tasche,“ war einer seiner Wahlsprüche, und ich erinnerte ihn daran.

„Wohl, wohl, mein lieber Karl,“ erwiderte er; „nur muß man erst etwas leisten können.“

Damals war ich kaum sechszehn Jahre alt. Als ich aber auf den Richtplatz kam und viele Leute zu dem jammervollen Schauspiel versammelt sah, richtete sich der Mann in mir auf; ich trat festen Schrittes auf den Richtblock zu und nahm das Schwert aus der Hand meines Vaters an mich. Nun war es eine Ehrensache, das furchtbare Amt zu verrichten wie einer, der die Sache verstand. Ich beugte nicht, sondern sah erhobenen Hauptes um mich. Da entdeckte ich unter der Menge die beiden Lehrer, die Peiniger, welche mir in gewissenloser Weise den Weg in ein schöneres Leben versperrt hatten. Die sollten nun vor mir erzittern. Eine Wut packte mich und führte mir das Richtbeil mit solch träger Wucht, daß dem Verbrecher, der, den Hals auf den Block gelegt, vor mir kniete, das Haupt auf den ersten Hieb vom Rumpfe sprang. Die

Frauen schluchzten, die Männer beteten. In mir gor der Blutrausch. Der ich keinem Tierchen weh tun konnte, ich hatte einen Menschen hingerrichtet, und war nicht im geringsten betrübt oder niedergeschlagen. Jeden Nerv gespannt, von nie zuvor gefühlter Kraft durchdrungen, ging ich an Vaters Seite erhobenen Hauptes nach Hause. Am Senkersmahle freilich, das zu meinen Ehren aufgetischt worden, ging ich vorbei, stieg stumm die Treppe zu meiner Kammer hinauf und öffnete die Tür.

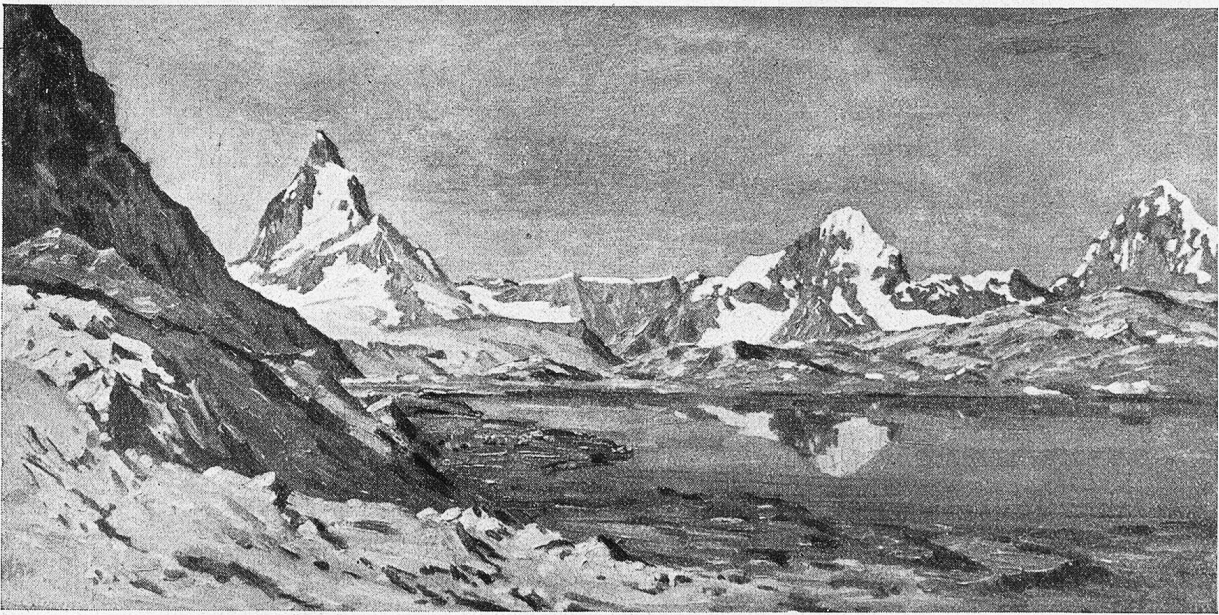
Da sah ich das gütige Antlitz meiner seligen Mutter, deren Bild an der Wand hing. Gott, sie

meinem Onkel Scharfrichter in Eger reisen, wohin mich Margret begleitete.

Wie verheißungsvoll und märchenhaft erschien uns von Reichersdorf aus die Festung mit ihren vielen Tor- und Kirchtürmen! Wie ein vielfach geteilter mächtiger gotischer Dom mit unzähligen Türmen und spitzen Giebeln! Mußte eine solche Stadt nicht in Gottes besonderm Schutze stehen!

Wir wurden freundlich aufgenommen, und bald gab es für mich Neues zu tun, wobei ich meine junge Meisterschaft beweisen konnte.

Ein Soldat mit Namen Kaltwasser, der in



Morgen am Riffelsee.

Gemälde von Carl Selber.

hatte mir milde Menschlichkeit ins Herz gepflanzt, das Leben aber mich zur Grausamkeit berufen. Sie breitete voll Erbarmen die Arme nach mir aus; mir ward schwarz vor den Augen, und ich schwankte meinem Lager zu. Als mich die Schwester holen kam, lag ich ohnmächtig da.

Allein das schaudervolle Lehrstück war geliefert und der erste Schrecken überwunden. Als mich in den Jahren 1778 und 79, während der Unruhen, die zwischen Österreich, Preußen, Sachsen und Bayern ausgebrochen waren, das Amt neuerdings als Richter aufrief, erfüllte ich meine traurige Pflicht an zwei verurteilten Soldaten unverzagt und zur vollen Zufriedenheit meines Herrn Vaters.

Nun durfte ich, das Amtszeugnis in der Tasche, und wenig Gabsegeligkeiten im Postwagen, zu

Kostenblatt bei Billin seine Liebste ermordet hatte, wurde zum Tode verurteilt. Nun war mein betagter Oheim Karl Allan froh darüber, daß ich gerade zur rechten Zeit gekommen, um ihn der Mühsal, die ihm nachgerade lästig fiel, zu entheben. Ich selber hatte das Gefühl, daß ich die Gelegenheit beim Schopfe erfassen mußte, mich in der Kunst zu üben, zu der ich einmal berufen zu sein schien, ohne daß ich sie gewählt hätte. So jung ich war, trat ich nach dreimal erfolgtem Ruf gesetzt in das Viereck, das sein Bataillon um den Verurteilten gebildet hatte, band ihm die Hände, schloß ihm die Augen mit einer Binde und legte ihm in aller Geschwindigkeit den Kopf vor die Füße. Hierauf grüßte ich den kommandierenden Major mit dem bluttriefenden Schwert und kehrte von der Richtstätte, die damals auf dem Gregoriplatz war, nach

Hause zurück. Hier gab der Oheim mir einen wackern Schmaus, das Henkermahl, wie man's nannte, das bis in den folgenden Morgen hinein währte und an dem manch ein Schmeichler und Heuchler mitaß und mittrank, der in der Öffentlichkeit den guten Oheim zu meiden pflegte, wie sie mir auch aus dem Weg gingen. Ein voller Tisch lockt mancherlei Gäste an, während keine Maus in leere Scheunen friecht.

Mein Onkel entschloß sich, nachdem er, wie er meinte, einen würdigen Nachfolger gefunden, nach Joachimstal auf sein eigenes Haus zu ziehen. Er stellte mich dem löblichen Magistrat der Stadt Eger vor; ich wies die Zeugnisse, die ich vom Brüxer Magistrat sowie von zwei Regimentsschefs erhalten, und wurde ohne Anstand unter der Regierung des Bürgermeisters Maximilian von Limbeck, der mein Meisterstück mit eigenen Augen gesehen, als Scharfrichter an- und aufgenommen.

Ich bezog mit Margret, die sofort bereit war, mir die Haushaltung zu besorgen, die leere Wohnung des Oheims, der auch nicht einen Nagel in der Wand gelassen. Acht Gulden machten meine ganze Barschaft aus. Der erste Hausrat, den wir anschafften, waren ein Steingutkrüglein und ein Glas, die zusammen vier Kreuzer kosteten. Wir brauchten nicht viel, da wir einfach lebten und außer der Kirche und meinen Geschäften immer still zuhause blieben, draußen am Mühltorplatz bei der gewaltigen, von Friedrich Barbarossa erbauten Kaiserburg, die uns aber die Sonne nicht vorwegnahm, da das Scharfrichterhaus nordöstlich davon an einem Abhang lag. Bald zeigte sich mir auch die Möglichkeit, die Mittel zu beschaffen, um das Häuschen wohnlich auszustatten. Die Kreisstadt Ellbogen mußte zur Vollziehung eines Todesurteils einen Scharfrichter haben. Sie gelangte mit einer Ansuchen an den Magistrat der königlichen Stadt Eger, ihr zu diesem Zwecke den eigenen Scharfrichter abfolgen zu lassen. Ich wurde auf das Rathaus vorgeladen, wo man mir den Antrag kund tat, in Ellbogen an einem gewissen Karl Heinz das Todesurteil mit dem Strang zu vollziehen.

Ich willigte ein, galt es doch, im Namen der Gerechtigkeit einem Mörder das Handwerk zu legen, und reiste an einem heißen Augustmorgen aus Eger ab, mit dem Vorsatz, die Handlung so würdig als möglich vorzunehmen. Nachmittags um vier Uhr kam ich in Ellbogen an und meldete mich nach Vorschrift und Gebrauch bei Herrn Justizrat Beittelschmidt, um mich zu er-

kundigen, ob das Nötige zur Exekution vorbereitet sei. Beim Nachsehen fand ich nicht alles Gehörige vor, weil unter den dort befindlichen Handwerkern, besonders den Zimmerleuten, Un- erfahrenheit und Vorurteil herrschte. Ich machte aber die Anstalten möglich und ersuchte den Herrn Justizrat, den Verurteilten im Gefängnis besuchen zu dürfen, was mir gerne bewilligt wurde.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch die Würde. Ich ging, mit dem Scharlachmantel angetan, in die Schicksale Burg, wo das Verbrechergefängnis war; der Kerkermeister schloß auf und ich schritt, von vielen ansehnlichen Frauen begleitet, auf Karl Heinz zu. Ich grüßte ihn mit dem heiligen Gruß: „Gelobet sei Jesus Christus,“ worauf der Gefangene mit heftiger Stimme einfiel: „In Ewigkeit, Amen!“

„Mein armer Karl Heinz,“ fuhr ich fort, ich komme ihn zu besuchen und mich zugleich als denjenigen vorzustellen, der morgen an ihm das Todesurteil vollziehen muß.“

„So!“ sagte der Delinquent und sah mir starr ins Gesicht.

„Hat er sich auf sein Ende gehörig vorbereitet?“ fragte ich weiter.

„Ja!“ antwortete Heinz ernsten Tons, nahm das Kreuzifix in die Hand, küßte es und sprach: „Hier ist das Bildnis meines Erlösers, welcher mir hoffentlich gnädig und barmherzig sein wird. Ich erkenne meine großen Sünden, und besonders leid ist mir das tödliche Verbrechen, das ich an dem unschuldigen Gerstner begangen habe.“

Da ergriff mich eine priesterliche Regung, dem Manne, der an der Pforte des Todes stand, die Augen zu öffnen und ihm einen trostreichen Blick ins Jenseits zu gewähren. Und so sagte ich zu ihm:

„Dieses, mein Freund, ist die wahre Vorbereitung und der sichere Weg zu einem bessern Leben. Bleibe er nur standhaft und der guten Sache treu. Wie angenehm wird ihm der Tod bei einem kurzen Leiden sein! Büßend darf er ausrufen: ‚Herr, gedenke meiner!‘ und die Stimme des gütigen Erlösers wird in seinen Ohren klingen: ‚Heute, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.‘ O welcher Trost selbst für mich, da ich ihn so gestimmt finde. Wie ein Christ will er sich auf den Tod vorbereiten, um glücklich zu sterben.“

Da hob er seine Augen auf zu mir und sprach: „Ach, wer sollte nicht gerne sterben wol-

Ien, wenn er Gott und einen so lieben und freundlichen Herrn, wie Sie sind, zur Seite hat! Ich stellte mir meinen wohlverdienten Tod unter Grausamkeit und Martern vor; nun aber ist auch diese Angst vorbei."

"Da mag er sicher sein," tröstete ich den Mann, "daß ich für eine sanfte Todesart besorgt sein und nur das vollziehen werde, was die Obrigkeit angeordnet hat; nicht mehr und nicht weniger. Weder Marter noch Pein findet hier statt; nach einigen Minuten kurzer Vorbereitung ist das Ende da."

Worauf der Delinquent erleichtert seufzte: "Dank sei der weisen Vorsehung, Dank auch Ihnen für den Trost und die heilsamen Ermahnungen. Jetzt will ich gern in den Tod gehen."

Allen Versammelten, besonders den Frauen, flossen die Tränen des Mitleids aus den Augen; ich wandte mich noch einmal ihm zu und sprach: "Nun, Karl Heinz, Gott stärke ihn in seinem guten Vorsatz und seine mächtige Hand stütze ihn bis ans Ende. Lebe er getrost! . . ."

"Gelobet sei Jesus Christus!"

Damit verließen wir den Gefangenen.

Den andern Tag um zehn Uhr vormittags war der Auszug zur Exekution. Das gehörige Gerichtspersonal verfügte sich in den Kerker, wo der hochwürdige Priester Wenzeslaus Seiffert vom richterlichen Kreuzherrenorden mit dem roten Stern und Stadtkaplan den Delinquenten mit Trostesreden vorbereiteten.

Der Herr Justizrat fragte den Priester: "Tun wir Sie, Euer Hochwürden, stören? Sollen wir uns verziehen?" Worauf Hochwürden entgegnete: "Nein, er ist nun ganz bereit."

Darauf der Justizrat zum Gefangenwart: "Schließe ihn los!" Und als der Delinquent von seinen Fesseln frei war, wandte sich der Justizrat an mich: "Hier übergebe ich Ihnen den Delinquenten. Verfahren Sie mit selbem nach Recht und Gerechtigkeit."

Und ich versprach ihm, meine Pflicht auf das sorgfältigste zu erfüllen.

Ich gab Heinz das Kreuzifix und band ihm die Hände zusammen. Der Priester sprach ihm Mut zu, und der Zug kam in Bewegung. Vor dem Burgtor stand die Begleitmannschaft, 150 Mann vom R. R. Jägerbataillon, die aus Eger zur Bedeckung herbeisohlen waren; sodann zwei vierspännige leichte Wagen, der eine für das Justizpersonal, der andere für den Priester und den Delinquenten.

Da bat Heinz, man möchte ihn zu Fuß ge-

hen lassen, er sei noch bei Kräften und sein Erlöser, der Unschuldige auf Erden, sei auch zu Fuß bis an die Schädelstätte gegangen. "Soll ich als großer Verbrecher fahren?" fügte er ergeben bei.

Der Justizrat willigte in sein Begehren ein, und Heinz ging ganz beherzt unter Tausenden von Zuschauern auf die Richtstätte hinaus.

Der ganze Bergabhang war mit Menschen aus der weiten Umgebung besetzt und angesichts des ungeheuren Zulaufs des Volkes war die Bedeckungsmannschaft zu schwach, dem Gedräng zu wehren; doch geschah kein Unheil. Endlich kamen wir ungeachtet des beschwerlichen Weges über Gräben und Steine an den Ort, wo die Sühne vollzogen werden sollte. Hier rief ihm der Priester die letzten Worte zu, welche der Delinquent mit voller Stimme nachsprach: "Herr Jesus, dir lebe, dir sterbe, dein bin ich, lebendig und tot."

Nach Schluß dieser Worte schloß er auch sein Leben und verschied, ohne zu zucken, ganz ruhig.

Der Priester hielt noch eine rührende Rede an das versammelte Volk, wobei er als Vorspruch die Worte Pauli wählte: "Der Sünde Lohn ist der Tod." Und der Schluß war wiederum aus dem Briefe des Apostels an die Römer: "Wer da stehet, gebe acht, daß er nicht falle."

Ein Kirchengebet, das vom Priester vor- und vom ganzen Volke nachgesprochen wurde, schloß den traurigen Vorgang.

Abends wurde der Körper vom Galgen genommen und auf der alten Richtstätte begraben.

Das Geld, welches dem Mörder in den letzten Tagen vor seinem Ableben durch freiwillige Beiträge zugeflossen, ungefähr achtzig Gulden, nahm der Magistrat an sich; mir wurden für meine Bemühung und Tageszulagen in Summa 47 Gulden Konventionsmünze ausgerichtet, die den Grundstock meines spätern Vermögens bildeten.

Alles war würdig zugegangen; nicht die geringste Grausamkeit hatte ich mir zu Schulden kommen lassen. Aber wie ich nun nach Hause zurückfuhr, wollte niemand in meinen Wagen steigen, und ich mußte es erleben, wie nicht nur die Fußgänger, auch die Fuhrwerke vor meinem Wagen ins Feld hinaus auswichen.

Ich war gezeichnet. . . .

Wie sollte ich es nur anfangen, um den

Menschen angenehm zu werden? . . . Als ich zuhause ankam, mochte ich nicht mehr reden, konnte das eben Erlebte nur mehr andeuten, und als ich mich peinvoll in den einzigen Sessel, der

in einem Winkel stand, warf, schlug Margret die Hände vor's Gesicht und weinte schmerzlich. Die Verachtung, die ihrem Bruder zu teil wurde, traf auch sie. (Fortsetzung folgt.)

Zu den Bildern von Carl Felber.

Der am 21. September 1880 in Wädenswil geborene, und seit über 20 Jahren in Dachau bei München lebende Künstler steht auf jener Stufe der Entwicklung, wo man das Handwerksmäßige, Erlernbare des Berufes sich völlig zu eigen gemacht hat und alsdann imstande ist, sein eigenstes Schauen und Wollen, seine Persönlichkeit aus dem Kunstwerk sprechen zu lassen. Dies ist nicht so aufzufassen, daß der Landschaftsmaler — ein solcher ist Carl Felber ausschließlich — sich nun etwa über die Formen und Farben der Natur hinwegsetze, wie wir es kopfschüttelnd bei gewissen Expressionisten sehen, die um jeden Preis und auf Kosten des zu malenden Gegenstandes ihre persönlichen Einfälle, ihre Stimmung, ihre Geistigkeit darstellen wollen, wobei ihnen die Wiedergabe der Natur selbst zur Nebensache herabsinkt; es ist dies ebenso verkehrt, ebenso unkünstlerisch wie das Verfahren jener Akterkünstler, welche wahllos auf möglichst photographische Treue bedacht sind und die Eindrücke nicht zu einheitlicher Wirkung verarbeiten. Gesunde, empfängliche Sinne sind Voraussetzung zu jedem künstlerischen Schaffen; allein aus der Auswahl, der Zusammenstellung oder besser Organisation der Eindrücke wollen wir die Persönlichkeit des Darstellers herausempfinden. Alsdann hat das Bild Gehalt und sagt uns etwas. Unter Tausenden gibt es ein halbes Duzend, die einer Landschaft ihren Charakter, sagen wir das Künstlerisch-Gegenständliche, abzulauschen vermögen.

Zu diesen scheint uns Carl Felber zu gehören. Er begann seine Studien als Neunzehnjähriger bei Julian in Paris, setzte sie fort bei Hermann Gattiker in Rüschlikon, dann an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und fand hernach in dem in München lebenden Ungarn Soloffy, bei dem damals auch Max Buri in die Schule ging, den Lehrer, der seinem Temperament zusagte. 1901 siedelte Felber nach Dachau über, dem Dorado der Landschaftler und Künstler überhaupt, und faßte hier, unter Hölzels theoretischer Führung stehend, den Entschluß, sich der Landschaftsmalerei zu widmen, wie ihn denn die Dachauer Umgebung mit dem Zauber

ihres Licht- und Farbenspiels, ihrem Moor mit düstern Kiefern und hellen Birken, alten Erlen und Weiden, ihren dunkeln Weihern und glänzenden Bächen begeistert hatte.

Fast ununterbrochen im Freien arbeitend, betrachtete er die Natur durch seine eigenen frischen Augen, sich nicht auf das verlassend, was andere sehen, und eifrig sich mühend, zu einer selbstständigen Auffassung zu gelangen. Die Liebe, mit der er die Natur, sei's die Ebene oder das Hochgebirge, der Wald oder die Weide, das Moor oder der offene See und der heimliche Wasserlauf, in sein Herz schloß, spricht uns aus seiner ganzen Entwicklung, wobei es selbstverständlich ist, daß die Bilder aus seiner Sturm- und Drangzeit, wo er die künstlerischen Mittel noch nicht beherrschte, nicht so zu uns zu sprechen vermögen wie diejenigen aus seiner geklärten, selbstsicheren Zeit der Meisterschaft.

Eine Erquickung ist es zu sehen, wie er sich aus den schweren dunkeln Farben der ersten Zeit emporringt zum strahlenden Licht, wie das einfache Motiv dem reicheren weicht, wie Härte und Unruhe der Weichheit und der inneren Sammlung das Feld räumen!

Den Weg zum Licht und zur Schlichtheit scheint ihm ein Aufenthalt in Venedig geöffnet zu haben; Studien im winterlichen Tirol und Engadin schärften ihm das Auge für die Farben und Töne des hohen Himmels. Das Bündner und Walliser Hochgebirg malt er, daß das Licht die mächtigen Erhebungen umwogt. Daneben sehen wir wieder friedliche oder sturmbelegte Landschaften aus Chiemsee im Silberlicht des Morgens, im goldenen des heißen Mittags oder im verglommenen des warmen Abends; bald liegt die weite Wasserfläche mit ihren Klosterinseln im seidernen Glanze vor uns ausgebreitet, bald lastet auf ihr die regenschwangere Atmosphäre, bald erregt sie ein Gewitter. Und es ist keine Frage, daß er dem lieben Publikum erst die Augen geöffnet hat für die Schönheiten und Stimmungen dieser Gegend, die ihm sonst verborgen geblieben wären. Mit Vorliebe malte er da das schilfbestandene Ufer, ein Stück von dem leuchtenden See und im Hintergrunde die